

Bischofsbericht 2018

„Da wurden ihre Augen geöffnet“ (Lukas 24,31a)

**Von Gott angesehen
einander sehen
in Kirche und Gesellschaft**

Bericht des Landesbischofs
der Evangelischen Landeskirche in Württemberg
Dr. h. c. Frank Otfried July
vor der 15. Württembergischen Evangelischen Landessynode
am 08.03.2018

Sperrfrist 08.03.2018
11:00 Uhr

Es gilt das gesprochene Wort.
Änderungen vorbehalten.

Anmerkung:

*Die kursiv gedruckten Wortblöcke gehören zum Bericht,
werden aber nicht mündlich vorgetragen.*

Einführung: Einander sehen

Vor wenigen Wochen haben wir mit vielen Gästen das 175-jährige Jubiläum des Gustav-Adolf-Werkes gefeiert. Prälatin Gabriele Wulz – Vorsitzende des GAW Württemberg und seit zwei Jahren Präsidentin des GAW Deutschland – konnte viele Gäste aus Nah und Fern begrüßen. Auch mir war es eine große Freude, bei Gottesdienst und Empfang den Anderen, die Anderen sehen zu können. Erfahrungen zu teilen, Fremdes zu hören, neue Sichtweisen geschenkt zu bekommen. „Kirche, wie sie leibt und lebt“, könnte man unter Anspielung auf biblische Bilder sagen. Dass sie Leib Christi ist: das glauben wir von der einen Kirche.

Es ist ermutigend, stärkend und schön, wenn das biblische Bild vom Leib Christi so konkret und sichtbar wird an Tagen wie dem GAW-Jubiläum Anfang Februar, wie bei der landeskirchlichen Konvokation 2016 oder anderen Partnerschaftsbegegnungen. „Einander sehen“: z.B. die evangelischen Christinnen und Christen in Syrien. Inmitten der Zerstörung, des Krieges, des Terrors geben sie das Evangelium weiter, erteilen Schulunterricht und wenden sich erkennbar diakonisch dem Nächsten zu wie beim GAW.

Einander sehen: Das gilt auch in der Ökumene. Wir sehen jene vielfältigen Formen liturgischer Gestaltung, theologischer Rede und Kultur, bei denen uns vieles fremd erscheint. Manches reizt zum Widerspruch, anderes ist bemerkenswert. Und vergessen wir nicht: Wir sind ja diesen anderen auch fremd. Den Anderen sehen nicht nur vor Ort, sondern in der Welt: Die globalisierte Sichtweise, zugänglich durch die Vielfältigkeit der sozialen Netzwerke und der großen Menge der nun zugänglichen Information, kann freilich auch stark verunsichern. Fest geglaubte und verstandene theologische Einsichten geraten in diesen Wahrnehmungen und Begegnungen neu in den Blick und müssen überprüft werden. Was heißt das Andere? Was bedeutet das für mich, für uns?

„Einander sehen“ – das gilt auch für die diakonische Dimension der Kirche, wie im täglichen, wöchentlichen Gemeindeleben, ja im Jahresfestkreis und Jahresverlauf der Kirche. Wir tun viel, um einander noch besser zu sehen und sind auf dem Weg zur inklusiven Kirche, zur milieusensiblen Kirche, schaffen neue Formen und Erprobungsräume für Gemeindegarbeit. In allem geht es darum den Anderen zu sehen, einander zu sehen. Gott hat seinen Blick auf uns geworfen, ja uns zum Ebenbild gemacht. Eine „Gesichtskultur des Heiligen“ steckt in diesem Sehen des anderen.

Die Auseinandersetzungen in unserer Landeskirche zur Frage einer angemessenen Begleitung gleichgeschlechtlicher Paare – besonders nach der Entscheidung der Landessynode – haben mich sehr beschäftigt und beschäftigen mich immer noch. Und nicht nur mich, sondern viele aus der Synode, aus Kirche und Gesellschaft. Da ist trotz vieler Worte viel Sprachlosigkeit im Raum, da sind Vertrauensrisse, ja, da ist auch verweigerter Blick-Kontakt. Sehen wir den Anderen, die Andere wirklich noch oder haben wir alte

Konfrontativ-Schablonen in die Hand genommen und halten sie einander vor, verknüpft mit dem ganzen Vorrat eingeübter kirchenpolitischer Fertigmodule und Statements?

Natürlich braucht es in einer Landeskirche, die in volkskirchlichen Strukturen aufgebaut ist, Formen des Zusammenschlusses der Menschen, die bestimmte Akzentsetzungen und Fragestellungen des Evangeliums besonders betonen und vertreten. Diese verschiedenen Gruppen geben der Vielgestaltigkeit des Resonanzraumes des Evangeliums Ausdruck und Klang. Welcher Ideenreichtum, wie viele Anregungen, wie viele wertvolle Vorschläge und Impulse! Auch wenn hier und heute nicht der Zeitpunkt eines Rückblicks auf die Synodalarbeit ist, so bleibt festzustellen, wie viele dieser Vorschläge in Gesetzesvorlagen übersetzt wurden und verabschiedet worden sind. Vielen Dank für diese Arbeit in den Gesprächskreisen und kirchlichen Vereinigungen! Vielen Dank für Ihre Zeit und Kraft! Das will ich gerade in diesen Wochen ausdrücklich anmerken und würdigen.

Die Gefährdungen stehen uns aber ebenso vor Augen: Sehen wir den Anderen, die Anderen wirklich noch in der Geschwisterschaft des Weges oder fressen sich in uns Feindbilder und Enttäuschungen fest? Leicht geschieht es dann, dass in den Diskussionen verlorenes Vertrauen und Enttäuschungen den Blick auf das sachliche Anliegen verdunkeln. Eine verfestigte Haltung des „Wir und die Anderen“ verstellt uns den Blick und wir sehen dann nicht mehr genau hin.

Missverstehen Sie mich bitte nicht: In unserer Landeskirche soll über wichtige Fragen diskutiert, ja auch um der Sache und um der Menschen und Gottes willen auch gestritten werden. Ich halte es für gut, Meinungsverschiedenheiten auszutragen.

Die Herausforderung dabei: Den Anderen zu sehen in seiner *Andersheit* heißt, sich nicht mit einer auf das eigene Milieu und Klientel verengten Sichtweise zufrieden zu geben. Kein einzelner Mensch und keine Gruppe verfügt über die Fülle der Erkenntnis. Uns allen fehlt etwas, und darum tut der und die andere gut mit der je eigenen Perspektive. Gerade in der Kirche leben wir nicht als Monaden nebeneinander her. Wir dürfen und müssen einander zumuten als Schwestern und Brüder, um einander auszuhalten, ja, voneinander zu lernen. In manchen der emotionalen Beiträge, Zuschriften und Veröffentlichungen war von einer Bereitschaft, einander auszuhalten oder einer Lernbereitschaft jedoch nicht mehr viel zu spüren.

Auch wenn wir wissen, dass in unserer Kirche um Mehrheiten für Entscheidungen und Vorhaben geworben werden muss, so haben wir uns von dieser Notwendigkeit nicht

gefangen nehmen zu lassen. Manchmal wird es uns gut tun, wieder innezuhalten und vor allem betende und hörende Kirche zu sein. Eine solche Kirche gewinnt geistliche Überzeugungskraft und auch Mut zur Veränderung, wo diese nötig und geboten ist.

1. Gesehen werden und sehen (lernen): theologische Vergewisserung

Wir haben uns im vergangenen Jahr des Reformationsgedenkens gemeinsam dessen erinnert und vergewissern lassen, woher wir kommen und wovon wir alle, jeder und jede einzelne hier, leben. Die wichtigste Grundeinsicht Luthers war die folgende: *dass wir nicht aus uns selbst leben*. Gottes Gnade steht am Anfang und am Ende!

Dieser Satz ist bis heute provokativ. Er stellt manche Lebenskonzepte in Frage. Wie selbstverständlich gehen wir heute davon aus, dass wir unser Ich wie eine Marke selbst kreieren müssen. Das ist auch in kirchlichen Kreisen oft nicht anders. Wir wollen uns profilieren als Individuum vor unseren Gruppen, in Social Media, der Presse oder anderen Kontexten. Doch die Akzeptanz, die wir damit erreichen, bezieht sich auf das, was wir präsentieren. Bei Gleichgesinnten erreichen wir damit eine gewisse Zugehörigkeit. Jedoch beschränkt sie sich auf eine bestimmte „Blase“ von ähnlich Denkenden. Und sie steht auf dem Spiel, sobald wir uns als Person weiterentwickeln, wenn wir neue Gedanken zulassen, neue Erfahrungen machen, die ins alte Schema nicht mehr passen. Diese vorbehaltliche Akzeptanz kann uns nicht tragen. Im Ernstfall droht uns Isolation. Ganze, authentische, in Beziehung eingebundene Person sind wir nur, wenn und wo wir so gut wie möglich *als Ganze angesehen* und wahrgenommen werden – als die, die wir wirklich sind und die wir noch werden, in unserem Anderssein und wirklich individuell sein, mit Gewissheiten und Ungewissheiten, mit Glaubensüberzeugungen und Zweifeln.

Kirche ist mehr als eine Filterblase Gleichdenkender. Kirche als Beziehungsraum der Gnade, die die Liebe des dreieinigen Gottes spiegelt, ist als personale Gemeinschaft gemeint. In der Kirche Jesu Christi wird Personsein überhaupt ermöglicht und gestärkt. Und darum ist es so wichtig, dass wir diese Gemeinschaft und die personalen Beziehungen zueinander nicht aufs Spiel setzen, wenn Differenzen zwischen uns sichtbar werden. Wir dürfen ernstnehmen und darauf bauen, dass unsere Verbindung zueinander tiefer gründet. Evangelium wird in einer Gemeinschaft dann gelebt, wo die Geschwisterschaft ihrer Glieder nicht von der theologischen Gleichfarbigkeit (oder gar Einfarbigkeit) abhängig ist.

Ich will uns als Kirche dieses Fundament uns so geschenkter theologischer und anthropologischer Einsichten vor Augen halten. Wir leben nicht aus uns selbst, sondern aus

der Beziehung, ja, wir leben „im Akkusativ“ (E. Levinas): *Gott* hat uns ersehnt, geschaffen, angesehen. Die Beziehung zu *Gott*, der Blickkontakt mit dem Schöpfer, ist unser Lebensraum, in dem wir als volle Person angesehen und bejaht sind. Wir sind hineingeschaffen in einen „(visuellen) Resonanzraum“ der Beziehung, um einen Begriff des Soziologen Hartmut Rosa zu verwenden.¹ Resonanz ist die Interaktion von Angesehensein und Zurückschauen, Angesprochensein und Antworten.

Diese Interaktion ist wechselseitig zu denken, und in doppelter Richtung – auf Gott hin und auf den Mitmenschen hin. Zum einen sucht Gottes Blick in uns sein Du („[Mensch,] wo bist Du?“; Gen 3,9), sucht uns als antwortende und verantwortliche Person. Gott nimmt Blickkontakt auf, spricht uns an. Das Gebet lenkt unseren Blick auf Gott hin. Hierbei klingt etwas in uns davon an, was Gottes Wille und Vision für unser Miteinander und für diese Welt ist.

Beten bedeutet das Eintreten in den Resonanz- und Beziehungsraum Gottes. Gebet ist darum Beziehungspraxis. Hier werden unsere Augen aufgetan: so, wie es den Jüngern auf dem Weg nach Emmaus geschah. Sie hatten Christus neben sich, direkt bei sich, aber „ihre Augen waren gehalten“. Sie hatten sich aus bitterer Enttäuschung von der Gemeinde getrennt. Doch der österliche Christus wich nicht von ihrer Seite. In der Gemeinschaft mit ihm selbst geschah es dann: „Da wurden ihre Augen geöffnet“ (Lukas 24,31a). Sie erkannten zuerst Christus als den, der ihnen das Mahl gereicht hatte, der sie stets im Blick behalten hatte. Und sie erkannten, dass der Weg Christi sie zurückführen muss in die Gemeinschaft mit den zurückgelassenen Geschwistern. „Da wurden ihre Augen geöffnet“ – das war ein Geschenk, wie es nur aus der Gemeinschaft mit dem Auferstandenen erwächst.

Der Auferstandene, der die Einheit seiner Kirche und die Liebe der Geschwister untereinander will, lenkt unseren Blick auf unsere Geschwister. Und dieser Blick aufeinander soll den liebevollen und annehmenden Blick Christi spiegeln: Wir sind und bleiben füreinander Geschwister in Christus, was immer uns sonst trennen mag.

2. Blickkontakt halten in der digitalen Welt: Analysen und Strategien

Über die Emmausjünger, die dem auferstandenen Christus begegnen, heißt es zunächst: „Aber ihre Augen wurden gehalten“ (Lk 24,24). Was also können wir tun, damit unsere Augen nicht gehalten sind, sondern sich öffnen für *Gott* und diese Welt?

In den Gesprächen der letzten Wochen ist mir wieder neu deutlich geworden, welche wichtigen Themen uns in unserer Landeskirche bewegen; wo wir an gesellschaftlichen Entwicklungen in der Kirche Anteil haben, die die ganze Gesellschaft längst nachhaltig herausfordern. Ich erinnere uns zunächst an die Leitlinien der Strategischen Planung unserer

¹ Vgl. Rosa, Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung, Berlin ⁴2016.

Landeskirche, die der Oberkirchenrat auf der Herbsttagung der Landessynode vorgestellt hat, und die auf Megatrends der Gesellschaft Bezug nehmen.

Als Megatrends gelten gegenwärtig u.a. Pluralisierung und Individualisierung. Diese Entwicklungen haben bereits in den vergangenen Jahren zu zahlreichen Anträgen aus der Synode geführt und sind nun auch direkt in die strategische Planung eingeflossen. Ich denke hier an Formen milieusensibler Arbeit, aber auch an die Schaffung nachhaltig wirksamer Strukturen kirchlicher Arbeit in den Kirchengemeinden und Einrichtungen der Landeskirche.

Im Horizont der zunehmenden Individualisierung und Pluralisierung auch innerhalb der Kirche stellt sich die Frage nach der Einheit in verstärkter Weise. Was verbindet uns in der Kirche Jesu Christi überhaupt noch, wenn wir uns im Alltag kaum mehr begegnen? Was tun wir, um Gemeinschaft in der Kirche zu erhalten oder neu zu schaffen?

Christinnen und Christen finden sich nun in einer Gesellschaft wieder, die von zwei sehr gegenläufigen Entwicklungen geprägt wird: Da ist die Notwendigkeit der Effizienz in allen Lebensbereichen, also auch in der Kirche. Das heißt: Vereinfachung, Verschlankeung, Standardisierung. Eine zweite, gegenläufige Entwicklung sind die beschriebenen Trends zur Pluralisierung und Individualisierung. Das heißt: Jeder Mensch will als Original mit seinen ganz persönlichen Bedürfnisse und Wünschen wahrgenommen werden. Die Visitationen der Landeskirche belegen da auch in unseren Kirchengemeinden eine Tendenz von Gruppen und Kreisen, sich zunehmend so stark zu individualisieren, dass eine gemeinsame Sprache mit anderen oft nur noch schwer möglich ist. Manchmal sind es gerade diejenigen, die besonders Pluralisierung und Individualisierung angreifen, um sich im Schatten dieser Entwicklung ihr Eigenrecht zu sichern.

In diesem Zusammenhang ist die *Digitalisierung* besonders zu betrachten. Sie wird seit längerem in unserer Landeskirche als Chance begriffen, dem Verkündigungsauftrag der Kirche und dem Leben in Gemeinschaft neue Möglichkeiten zu eröffnen. Es war für mich eindrucksvoll, beim Forum Digitalisierung hier im Hospitalhof im Januar 2018 zu erleben, wie viele innovative Projekte bereits in der Umsetzung begriffen sind. Es wurde deutlich: Im Prozess der Digitalisierung sind wir bereits mittendrin.

Strategische Planung der Landeskirche ist ein notwendiger Prozess, weil er Sorge trägt, dass die vorhandenen Finanzmittel für die Aufgaben der Kirche wirkungsvoll eingesetzt werden. Es sollen Strukturen erhalten oder neu geschaffen werden, die dazu dienen, das Evangelium zu verkündigen und Orte der Gemeinschaft zu stärken. Das ist die Grundvoraussetzung, damit Menschen Erfahrungen machen können mit einem Gott, der sie sieht und Erfahrungen mit Menschen, die sie als Nächste sehen lernen. Strategische Planung ist eine geistliche Aufgabe (1. Kor. 12, 28, „die Gabe zu leiten“).

Jede strategische Planung, jedes Kalkül einer tragfähigen, zukunftsfähigen Personal-, Immobilien- oder Finanzstruktur wird auch die Prinzipien der Effizienz, der Vergleichbarkeit und einer transparenten Entscheidungsfindung in besonderer Weise beachten. Dies sorgt für Gerechtigkeit innerhalb der Kirche. Digitalisierung dient in diesem Zusammenhang auf allen Ebenen der kirchlichen Verwaltungsarbeit dazu, vorhandene Ressourcen effizienter zu nutzen. Es geht weiter darum, wie die dann eingesparten Mittel dem Kernauftrag der Kirche zugutekommen.² Digitalisierung nötigt uns zu klären, wofür die Kirche eigentlich steht. Was heißt es, heute und zukünftig das Evangelium zu verkündigen? Deshalb ringen wir in unseren Diskussionen um nichts weniger als um kirchliche Grundüberzeugungen und unterziehen uns nicht umsonst mühsamen Aushandlungsprozessen.

Machen wir uns also bewusst, dass Digitalisierung nicht nur Auswirkungen auf Verwaltungsabläufe in der Kirche hat oder Formen der Kommunikation in der Kirche verändert, sondern zukünftig das Bild von Kirche selbst prägt. Wie können Netzwerkstrukturen der Kirche aussehen? Wie werden sich Meinungsbildungs- und Entscheidungsprozesse darin abbilden? Ich habe in früheren Bischofsberichten darüber mehrfach gesprochen: Kirche ist „nah bei den Menschen“. Digitalisierung soll diese Nähe und Offenheit neu ermöglichen und nicht verhindern.

Ob dabei die Digitalisierung als umfassende Entwicklung vorhandene Probleme lösen hilft oder am Ende gar verstärkt, ist noch lange nicht ausgemacht. Gerade in der Kommunikation einer individualisierten, pluralen Gesellschaft stehen wir auch innerhalb unserer kirchlichen Kommunikationskultur an einem Scheidepunkt.

Gegenwärtig mehren sich die Beobachtungen, dass der Mensch in einer durch und durch formalisierten, effizienten Welt mittels Digitalisierung jenen Instrumenten vertraut, die ihm den Status des Besonderen erhalten. Gerade in der Kultur der sozialen Netzwerke ist der Einzelne nicht einfach nur individuell (also ein Besonderer bezogen auf die Einheit des Ganzen), sondern er ist, so Andreas Reckwitz, singulär. Er „kuratiert“, so Reckwitz, sein Leben, er vertraut seinen Netzwerken von facebook-Freunden, er ist Teil von neuen Subkulturen der Singularitäten, oft fernab einer großen Institution. Wenn dieser Befund auch nur ansatzweise zutrifft, so stehen wir auch in der Institution Kirche vor großen Herausforderungen.

Wo kann digitale Kommunikation neue Gemeinschaft auch in der Kirche ermöglichen, wo ist sie Chance für das Sehen und Gesehenwerden in der Kirche und über sie hinaus? Und wo verstellt sie den Blick auf analoge, unmittelbare Formen der Kommunikation?

Ein guter Indikator für die fortdauernde Bedeutung der hergebrachten analogen Formen der Begegnung und des Austausches sind für mich die Voten von Bürgermeistern, Landrätinnen,

² Vgl. Suermann/Dreser, Wege zur digitalen Kirche, in: KVI im Dialog 1/2018, 49.

Schulleitern und Vereinsvorständen bei den Gemeindeforen während der Gemeindevisitation. Sie würdigen weiterhin den großen Beitrag, den die Kirche vor Ort für den Zusammenhalt in Stadt und Dorf leistet. Ja, sie wünschen sich sogar, dass gerade dort, wo sich Kommunikation und Gemeinschaftsformen stark verändern, die Kirche intensiver als bislang beteiligt: also in der Jugendarbeit, in der wegbrechenden Infrastruktur im ländlichen Raum und bei der Integration von Geflüchteten. Diese Wünsche sind Grund zur Freude: Zeigt sich doch nach wie vor in unserem Land, wie stark das Vertrauen, die Erwartungen und die Hoffnungen der württembergischen Landeskirche, wie sie in Erscheinung tritt, gegenüber sind. Zeigen wir uns, wo möglich, in diesem öffentlichen Raum, gestalten wir ihn mit. Füllen wir das Wort „Quartierexistenz“ in unseren Kirchengemeinden und -bezirken mit Leben!

Mit der digitalen Roadmap der Landeskirche haben wir uns auf den Weg gemacht. Unter dem paulinischen Motto „Prüfet alles, aber das Gute behaltet“ (1. Thess. 5,21) will ich als Grundsatz festhalten: Digitalisierung muss den Menschen dienen! Das will ich noch weiter konkretisieren.

Ganz selbstverständlich kann und soll Digitalisierung zunächst Verwaltungsabläufe verbessern und so zur erhöhten Wirksamkeit kirchlichen Handelns beitragen. Doch Digitalisierung wirft in ihrer Anwendung vielerorts ethische Fragen auf, z. B. was die Zukunft der Arbeit angeht. Wege zur digitalen Kirche müssen also einer Prüfung unterzogen werden. Hier hat die Theologie eine wichtige Aufgabe.

Durch die bisherige Diskussion in unserer Landeskirche, in der Steuerungsgruppe Digitalisierung, der Landessynode, aber auch im Austausch mit der Theologischen Fakultät Tübingen schlage ich drei Prüfkriterien vor, um zu klären, wie die Digitalisierung unserem Verkündigungsauftrag entspricht und so den Menschen dient:

Prüfkriterium 1: Digitalisierung vollzieht sich im Horizont des biblischen Menschenbildes

Der Wert eines Menschen vor Gott und damit auch in seiner Umwelt hängt nicht an seinem „digital lifestyle“. Der Mensch erhält seinen Wert in seiner Annahme durch Gott. In der Kirche und besonders auch in der Diakonie prüfen wir im Blick auf uns selbst und andere, ob Digitalisierung dem Menschen dient oder ihm schadet. Wir erinnern an die Würde des Schwachen, an den Wert der menschlichen Arbeit. So ist zu prüfen, wie wir mit dem Verlust von Arbeitsplätzen durch Digitalisierung in der Kirche umgehen.

Prüfkriterium 2: Digitalisierung schafft die Voraussetzungen für eine „Infrastruktur der gelebten Nähe des Evangeliums“

Digitalisierung schließt niemanden innerhalb der Kirche von Gemeinschaft und Kommunikation aus, weder durch fehlende Infrastruktur im ländlichen Raum, noch durch generationentypische Erfahrungen und Fähigkeiten. Digitalisierung stärkt vielfältige Formen christlicher Gemeinschaft und Gemeinden. Dabei folgt die Infrastruktur dem Verkündigungsauftrag, der alle Menschen im Blick hat. Im Sinn strategischer Planung der Landeskirche ist eine allen zugängliche digitale Infrastruktur ein wichtiger Baustein für tragfähige Strukturen der Landeskirche in der Zukunft.

Prüfkriterium 3: Digitalisierung stärkt Kommunikation des Evangeliums und Gemeinschaft der Gläubigen. Sie eröffnet Gemeinschaft, schafft Voraussetzungen für gelebte Einheit in Verschiedenheit in der Kirche. Digitalisierung unterstützt nicht sich immer weiter absondernde Gemeinschaften der Singularitäten und konfliktfördernde, affektgeladene Kommunikationsformen, sondern begünstigt lebendigen Austausch über den Glauben, in der sich die Vielfalt unserer Prägungen und Haltungen, unserer Ideen und Visionen sich gegenseitig bereichern und befruchten. Digitalisierung hilft Glauben zu kommunizieren und Gemeinschaft neu zu erfahren.

Der Soziologe Andreas Reckwitz hat jüngst in überzeugender Weise gezeigt, dass die umfassende Digitalisierung unserer Gesellschaft nicht nur zu einer neuen Form der Vereinzelung führt (Reckwitz nennt das den „Zwang“ der Menschen zur Singularität), sondern als Kehrseite davon auch neue Formen der Vergemeinschaftung, ausprägt. Diese digitalen Neogemeinschaften (wie sie sich z.B. in Facebook-Gruppen, Foren, Netzwerken formieren) erzeugen ihre starke innere emotionale Bindung durch Abgrenzung nach außen und nutzen dafür jeweils eigene Kommunikationskanäle. Reckwitz sieht darin eine zunehmende Gefahr, weil diese „Neogemeinschaften“³ in ihren eigenen „Filterblasen“ agieren und mit anderen „Wirklichkeiten“ nicht einmal mehr in Berührung kommen. Die Algorithmen der sozialen Netzwerke und Suchmaschinen befördern das noch automatisch. Wohl alle Gemeinschaften stehen im digitalen Zeitalter vor der Herausforderung, diesen Zusammenhalt so zu leben, dass die Kommunikation nicht ausschließend, sondern öffnend ist. Sprechen wir weiter eine Sprache des Evangeliums? Nisten wir uns ein in unsere „Filterblasen“ oder bringen wir uns in den Gesamtdiskurs der Kirche ein?

In der digitalisierten Gegenwart müssen vielfältige Formen gelingender Gemeinschaft für uns immer auf das Bekenntnis zur Einheit der Kirche bezogen sein. Diese Einheit geht jeder Kommunikation in der Kirche immer schon voraus.

Wie Sie wissen, liebe Synodale, habe ich gerade im Hinblick auf die kirchliche Debatte zur Segnung gleichgeschlechtlicher Paare mehrmals den überragenden Wert der Einheit betont – Einheit ist ein Wesensmerkmal der Kirche Jesu Christi. Daher ist der Aufruf zur Einheit

³ Reckwitz, Die Gesellschaft der Singularitäten, Berlin/Frankfurt a.M. 2017, 261f.

nicht ein bloßer moralischer Appell, sondern eine Erinnerung an nichts weniger als an die fundamentale Konstitutionsbedingung von Kirche selbst.

Anders als in vielen Konflikten innerhalb der weltweiten Ökumene (man denke z.B. an die Frauenordination) haben wir hier in Württemberg, soweit ich sehe, niemanden – von einigen Ausnahmen abgesehen –, der diese Einheit grundsätzlich infrage stellen will. Faktisch aber wird durch bestimmte Formen der Kommunikation die Einheit schwerer lebbar. Ich bin davon überzeugt, dass wir uns als Kirche gegenseitig bereichern, wenn wir unsere Auslegung von dem, was wir in der Bibel lesen, in einen Kreis anderer Christinnen und Christen einbringen und diese Vielfalt wie die Glieder eines Leibes als bereichernd, ja, als notwendig für diesen Leib ansehen.

3. Einander sehen: kirchenpolitische Konkretionen

3.1 Familien stärken

Den anderen sehen, einander sehen, das geschieht in unserer Kirche an ganz unterschiedlichen Orten und Gelegenheiten. Unser Auftrag als Christinnen und Christen ist universal und schließt keine Gruppe der Gesellschaft aus. Den anderen sehen, das heißt auch, ihn und sie in ihren konkreten Lebensvollzügen zu sehen: mit ihren Chancen auf Bildung und Teilhabe, mit ihren Chancen auf Wohlstand und Gesundheit. Viele Menschen, die wir sehen, begegnen uns aber als Ausgegrenzte, krank, verarmt, als Opfer von Gewalt und Terror.

In allen Aspekten unseres Handelns wenden wir uns diesen Menschen zu. Sie sind Teil der Kirche, nicht Objekt unserer Barmherzigkeit. Nun hat unsere Landeskirche beschlossen, im Zuge der strategischen Planung neben anderen Schwerpunkten auch einen Schwerpunkt auf die Stärkung der Familien zu legen. Wir sind der Überzeugung, dass darin vieles gleichzeitig getan werden kann: religiöse Bildung, diakonisches Handeln und Stärkung stabiler sozialer Beziehungen. Und wir haben erkannt, dass vieles, was bisher in unserer Kirche isoliert voneinander geschah, zukünftig stärker vernetzt geschehen muss. Das gilt gerade im Bereich der Familien. Dank an die vielen Ehren- und Hauptamtlichen, die in der Familienarbeit tätig sind.

Als Kirche wollen wir auf den demografischen Wandel reagieren, der auch Familien und das System Familie besonders herausfordert. Wir wollen Familien Angebote machen, unsere Kirchengemeinden und Einrichtungen als Orte der Orientierung, Entlastung und darin des gelebten Glaubens zu erfahren. Solche Orte sind Kitas und Familienzentren, Beratungsstellen und Schulen. Wie gut, dass dies verlässliche Orte sind: umso schmerzlicher, wenn Menschen durch das Fehlverhalten einzelner enttäuscht und verunsichert werden. Hier sind dauerhafte Maßnahmen für die Prävention unerlässlich.

Digitale Angebote sind ebenso wichtig wie Vor-Ort-Aktivitäten in Jugendarbeit und Flüchtlingsbetreuung. Was daraus folgt: Diese unsere Einsichten zum Wert der Familie als soziales Integrationsmodell lassen sich im Blick auf Flüchtlingsfamilien nicht einfach ausschalten. Sicher sind bei der Frage des Familiennachzugs gewichtige politische und soziale Folgefragen zu bedenken. Doch lässt sich die Bedeutung der Familie an unseren Außengrenzen nicht einfach ausblenden. Das widerspräche fundamental unserem Wahrheits- und Wertebewusstsein! Es geht nicht um Familiennachzug, sondern um Familienzusammenführung. Wer könnte hier dagegen sein?

All unsere Untersuchungen zur Zukunft unserer Gottesdienste belegen, wie wichtig Familienkasualien sind – gerade dann, wenn an die Stelle der einen „Normalfamilie“ die Vielfalt von Familienformationen getreten ist. Hier, bei Taufe, Konfirmation, Trauung und Beerdigung erfahren Menschen unserer Gemeinden Gottesdienste, die unvermindert hohe Anziehungskraft und Bedeutung für ihr Leben besitzen. Damit dies erhalten bleibt, bedarf es einer Offenheit für diese neuen Lebensverhältnisse und eine annehmende Grundhaltung unserer Gemeinden.

3.2 PfarrPlan

Einander sehen – ich will an dieser Stelle auch den PfarrPlan ansprechen, gerade weil, wie es aus Zuschriften, Leserbriefen, Resolutionen und kleinen Demonstrationen hervorgeht, bei manchen der Eindruck entstanden ist, als ob hier „die Anderen“, die Gemeinden, die Basis von der Kirchenleitung nicht gesehen würden.

Der Pfarrplan hat seinen Anfang ja darin, dass schon vor vielen Jahren gesehen wurde, dass nach Jahrzehnten das äußere Wachstum in der Kirche vielerorts zum Ende gekommen ist. Umso dringender ist es gerade, auf die inneren Wachstums- und Verständigungsprozesse zu achten, sie zu schützen, sie zu befördern.

Es ist die besondere Verantwortung unserer Generation, den notwendigen Umbau in der Kirche zu gestalten. Die Verteilungsgerechtigkeit ist dabei ein Kriterium. Bei jedem neuen Pfarrplan wurden gemachte Erfahrungen produktiv aufgenommen. Neu geschaut und neu justiert.

Ich danke an dieser Stelle allen, die über die Jahre hinweg an dieser Baustelle arbeiten. In den Kirchengemeinden und Kirchenbezirken und dort besonders in den Ausschüssen ist viel geleistet worden. Gerade in den letzten Tagen hatte ich die Möglichkeit, mit Ehrenamtlichen zu sprechen, die viel Kraft und Zeit und Nerven investiert haben, um Lösungen und Kompromisse zu finden. Das nötigt mir Respekt ab. Vielen Dank!

Danke allen, die im Oberkirchenrat die Voraussetzungen geschaffen haben, damit in den Kirchenbezirken gut begründete Entscheidungen treffen können. Ich danke Ihnen als Synodale, die bei Sitzungen der Bezirkssynoden und andernorts für diesen Veränderungsprozess eintreten, erklären und werben. In diesen Dank schließe ich ausdrücklich auch die Prälatischen und Prälatischen, Dekaninnen und Dekane mit ein. Wer Einblick in diese Gesprächsprozesse, Begegnungen und auch Auseinandersetzungen hat, wird keine Freude an manchen Karikaturen haben, die in vereinzelt Leserbriefen gezeichnet werden.

Sicher bedeutet es nach wie vor eine Herausforderung an uns alle, Kommunikation, Kommunikation, Kommunikation zu üben, zuzuhören, miteinander zu überlegen, dann aber auch gemeinsam Entscheidungen zu tragen.

Es ist nötig, dass Sie, dass wir alle das von unserem Platz aus tun. Bei vielen Anlässen und aus vielen Bereichen nehme ich wahr, was dabei den Kirchenbezirken und Gemeinde – besonders den Verantwortlichen – zugemutet wird. Unterstreichen möchte ich: Der PfarrPlan war und ist eine große Aufgabe, die einer enormen Anstrengung bedarf, auch in den kommenden Jahren. Wir sollten das nicht klein reden. Wir nehmen Abschied von vertrauten Verhältnissen, und dieser Abschied tut zunächst einmal weh.

Es bewegt mich, wenn mir Bürgermeister mit Sorge schreiben und zum Teil detailliert aufzuführen, was eine intakte Kirchengemeinde für ein Gemeinwesen bedeutet – und was für Folgen des PfarrPlans für die jeweilige Kommune befürchtet werden. Wie erwähnt, erwarten erfreulicher Weise Verantwortungsträger in Kommunen und Staat von uns als Kirche, dass wir Gedeihliches zum Gemeinwesen und für das Zusammenleben beitragen. Es ist ein gutes Zeichen, wenn wir solchem Interesse und solchen Erwartungen begegnen. So bleibt der PfarrPlan – gerade aber in den ländlichen Räumen – eine Gratwanderung und ein Abwägen, wie auch zukünftig dieses Miteinander gelingen kann.

Es sind aber nicht nur die Gemeinden und Kirchenbezirke, die Veränderungen erfahren, die sich vernetzen und neu organisieren. Das gilt ebenso für die Institution Kirche als ganze, auch den Oberkirchenrat. Um in den immer schnelleren gesellschaftlichen Entwicklungen gestaltend und nicht nur reaktiv zu handeln, müssen wir Kirche unter den sich verändernden Umständen neu denken, agiler werden, vernetzter sein. Dazu helfen uns in manchen Bereichen auch Möglichkeiten, die uns die Digitalisierung bieten.

Was hilft uns dabei? Dass wir den andern sehen. Die Andere, die die gleiche Taufe hat und den Glauben teilt – auch im Nachbarort. Es ist natürlich, dass Dörfer und Gemeinden ihre eigene Geschichte und Prägung haben. Und man kann die vielleicht schon seit so vielen

Generationen nicht leiden, dass man den Grund gar nicht mehr kennt. Ich sagte: Das ist natürlich unter uns Menschen. Geistlich ist es anders. Geistlich sehen wir einander als Menschen, die Gott geschaffen und in der Taufe zum Leib Christi gefügt hat.

Wir haben einander so viel zu geben. Auch darum möchte ich zu verstärkten Kooperationen ermutigen: Eben nicht allein aus einem „technischen“ Grund, um den Wegfall einer Pfarrstelle zu kompensieren, vielmehr durch eine Veränderung des Blickwinkels werden wir die nötige Entlastung des Pfarrdienstes erreichen. Eigenes loslassen, aufnehmen des anderen ist die geistliche Haltung. „ZusammenWachsen“ heißt nicht umsonst das Programm des PfarrPlans 2024.

Praktisch unterstützen dieses Zusammenwachsen die flankierenden Maßnahmen für den Pfarrdienst. Ich möchte an dieser Stelle das Projekt SPI ansprechen. Hier ist in kurzer Zeit im Oberkirchenrat ein Angebot für die Gemeinden entstanden, hier ist reagiert worden in einer Weise, in denen Strukturen, Pfarrdienst und Immobilien zusammengesehen und gute Lösungen gesucht und gefunden werden. Herzlichen Dank für diese wertvolle Querschnittsarbeit! Den Anderen sehen, die andere Gabe und die andere Aufgabe, und die Nachbargemeinde auch.

3.3 Europa / Ökumene / Mission

„Die anderen sehen“ – das gilt auch im Blick auf Europa. Erkennbar nehmen Abgrenzung und Nationalismus zu. Wir gedenken in diesem Jahr des Kriegsendes von 1918: des Endes eines furchtbaren Ersten Weltkrieges, der ja eben in dem Nationalismus des 19. Jahrhunderts wurzelte. Unsere Arbeit für Frieden ist deshalb mit unserem Engagement für Europa verbunden. Die evangelischen Kirchen, Jahrhunderte dem landesherrlichen Kirchenregiment zugeordnet, waren lange Zeit der nationalen Idee weit enger verbunden als dem Gedanken der grenzüberschreitenden, ökumenischen Christenheit.

Das ist Vergangenheit. Die evangelische Landeskirche in Württemberg hat durch ihr institutionelles Engagement und auch Engagement von Einzelpersonen deutlich gemacht, dass „den Anderen sehen“ mit konkreten Ideen und Beteiligungen ausgestattet werden muss. Auf das missionarische Netzwerk, die vielfältigen missionarischen Aktivitäten, wie sie z.B. auf den Landesmissionsfesten zum Ausdruck kommen, kann ich heute nur hinweisen.

So ist uns die europäische Dimension kirchlicher Arbeit ein wichtiges Anliegen, besonders jetzt in Zeiten europäischer Entsolidarisierung und der versuchten Dekonstruktion mancher Rahmenbedingungen. Wir sind hier auf verschiedenen Ebenen beteiligt und beteiligen uns

noch: in der Konferenz Europäischer Kirchen (*KEK*), in der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (*GEKE*), beim Lutherischen Weltbund (*LWB*) und in der Evangelischen Kirche in Deutschland (*EKD*) – personell wie finanziell. Hinzu kommen verschiedene Gesprächs- und Konferenzkontakte. Hier möchte ich auch die vielen Partnerschaften auf Gemeinde- und Kirchenbezirksebene hervorheben.

In meiner Funktion im Vorsitz der EKD-Kommission für Europafragen sehe ich manche Herausforderungen: Wie gelingt es den Kirchen – die ja jeweils in ihren eigenen nationalen, kulturellen und geistigen Kontexten eingebunden und von ihnen geprägt sind und ja sehr unterschiedlich hinsichtlich ihrer Größe und ihrer Möglichkeiten gesellschaftlichen Engagements sind – Brücken zu einer „gemeinsamen Plattform“ europäisch-kirchlicher Identität zu bauen? Was kann das bedeuten? Die Anregung einer „Europäischen Synodalversammlung“, die auch hier in der Synode engagierte Unterstützung findet, ist weiter im Blick zu behalten. Es ist ein Thema der Friedenserhaltung, des gesellschaftlichen Zusammenhalts, aber auch der geistlichen Orientierung.

Einander sehen, das ist gerade im Bereich der Ökumene eine Grundvoraussetzung. Die vielfältigen Begegnungen im Reformationsjubiläumsjahr 2017 haben unsere Beziehungen vor Ort zur römisch-katholischen Kirche, aber auch zu den orthodoxen und anderen Kirchen der weltweiten Ökumene, sehr gefestigt.

Es ist eindrucksvoll zu sehen, wie in unseren Kirchengemeinden und Kirchenbezirken – dort, wo es personell auf beiden Seiten geht – z.T. sehr intensiv zusammengearbeitet wird. In vielen Fragen ist man sich vor Ort einig. Viele Menschen in unseren Gemeinden drängen nach noch stärkeren Zeichen „sichtbarer Einheit“. Leider sind – trotz jahrelanger, oft jahrzehntelanger Dialogarbeit auf der Ebene der konfessionellen Weltbünde und des Vatikans – manche Türen noch verschlossen. Noch immer geht es dabei um die großen, nicht gelösten Fragen, die einer sichtbaren Einheit der Kirchen im Wege stehen, also vor allem die Amtsfrage und der Kirchenbegriff und damit verbunden die Abendmahlsfrage.⁴ Ich vertraue darauf, dass wir im Rahmen der regionalen Zusammenarbeit gerade hier im Südwesten bzw. in Baden-Württemberg ökumenisch noch einmal neu Schwung nehmen können und weiter Kraft und Energie einsetzen, um das zu gestalten, was derzeit gestaltbar ist. Bischof Fürst und ich haben im Rahmen des Reformationsjubiläums nach dem Gottesdienst „Healing of Memories“ im März 2017 in Biberach eine entsprechende Selbstverpflichtung ausgesprochen. Umso mehr freue ich mich, dass in Meldungen nach der

⁴ Vgl. *Lutherischer Weltbund/Päpstlicher Rat zur Förderung der Einheit der Christen (Hg.)*, Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre. Gemeinsame offizielle Feststellung. Anhang (Annex) zur Gemeinsamen offiziellen Feststellung, Frankfurt/Paderborn 1999.

Sitzung der diesjährigen Deutschen (katholischen) Bischofskonferenz von einer größeren Beweglichkeit in Fragen des gemeinsamen Abendmahls von konfessionsverbindenden Ehen ausgegangen werden kann. Schon in vielen Gesprächen zwischen dem Lutherischen Weltbund und dem Vatikan wurde dieses Anliegen aufgenommen. Eine solche größere Beweglichkeit wäre ein Mut machendes Zeichen gerade auch in der konfessionellen Situation Baden-Württembergs, und auch im Hinblick auf die Familien ein großer Schritt.

Ich weiß, dass diese Überlegungen mit vielen Einschränkungen versehen sind und auch nicht alle Diözesen den Vorschlägen folgen werden. Umso mehr freue ich mich, dass die südwestdeutschen katholischen Bischöfe hierbei immer Vordenker waren. Danke!

Meine viertägige Reise in den Tur Abdin im Südosten der Türkei nahe der syrischen Grenze im Februar dieses Jahres hat mich an die Quellorte der syrisch-orthodoxen Christenheit geführt. Einander sehen: In den wenigen Klöstern gilt es als Hoffnungszeichen, wenn die Tradition nicht abreißt. Wenn in einem Kloster, das schon um 350 n. Chr. gegründet wurde, nun nach 40 Jahren Leerstand wieder einen Mönch lebt und ein zweiter, der übrigens in Deutschland Theologie studierte, hinzukommt – dann ist das ein Signal der Ermutigung. Auch wir wollen die wenigen Gemeinden dort im Blick behalten, sie sollen gesehen werden als frühe Zeugen Jesu Christi, die bis heute ihre Liturgie und Hymnen auf altaramäisch singen. Sie haben viel Bedrückung und Leid erfahren, leben zwischen Exodus und Standfestigkeit. Dort Christsein heißt: betende Kirche sein, Kirche, die um ihre Tradition weiß, Kirche, die aushält und da ist, und das heißt momentan auch: leidende Kirche sein. Einander sehen und besuchen: Das ist gerade jetzt besonders wichtig. Wir wollen diese Geschwister im Blick behalten, ihnen beistehen und für sie beten. Viele syrische Christen leben inzwischen auch auf dem Gebiet unserer Landeskirche, nutzen z.T. unsere Kirchen und Gemeindehäuser und zeigen großes ökumenisches Interesse, obwohl sie aus einer ganz anderen Tradition stammen. Ohne unsere eigenen Fragen aufzugeben oder klein zu reden, rücken solche Begegnungen und Eindrücke den eigenen Blick wieder zurecht und ordnen unsere Maßstäbe neu.

Ein Beispiel hierfür ist das Zusammentreffen mit Patriarch Bartholomaios I., der die Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Universität Tübingen im Mai 2017 und die daraus resultierenden Begegnungen in unserer Landeskirche ausdrücklich als Zeichen und Symbol der ökumenischen Verbundenheit sieht. Sein Anliegen ist es, die drängenden Fragen der Schöpfungs- und Weltverantwortung so weit wie möglich gemeinsam anzugehen. Einander sehen, Einheit und Ökumene leben, das ist kein Selbstzweck. Einheit ist nötig, weil wir gemeinsame Gaben und Aufgaben haben, die keine Zersplitterung unserer Kräfte dulden.

3.4. Segnung gleichgeschlechtlicher Ehepaare

Auf der vergangenen Synodaltagung ist keine 2/3-Mehrheit zur Annahme eines Gesetzes zur Amtshandlung anlässlich der Eheschließung gleichgeschlechtlicher Paare zustande

gekommen. Damit bleibt es bei der bisherigen rechtlichen Regelung in unserer Landeskirche, die eine Segnung im Rahmen der Seelsorge kennt.

Diese Synodalentscheidung hat eine Fülle von Reaktionen ausgelöst. Jeder und jede von den Synodalen, aber auch Mitglieder der Kirchenleitung und ich selbst haben solche Reaktionen erhalten.

Lassen Sie mich zwei Dinge heute klarstellen:

1. Zum Wesen unserer Kirchenverfassung, ja, der innerkirchlichen Partizipation in unserer Landeskirche gehört es, dass Entscheidungen – auch wenn sie der eigenen Überzeugung zuwiderlaufen – respektiert werden müssen. Wenn ein kirchliches Gesetz, das eine 2/3-Mehrheit zur Annahme benötigt, eben diese Mehrheit nicht erlangt, ist es abgelehnt, auch wenn die Mehrheit der Synode für die Annahme gestimmt hat und zur 2/3-Mehrheit nur zwei Stimmen gefehlt haben.

Ich halte es auch nicht für möglich und richtig, wenn Amtsträgerinnen und Amtsträger unserer Landeskirche öffentlich erklären, sich über gegebenes Recht nötigenfalls hinwegsetzen zu wollen. Dies ist zum einen dienstrechtlich problematisch, zum anderen haben alle Pfarrerrinnen und Pfarrer der Landeskirche die Aufgabe, das Amt der Einheit mitzugestalten.

2. Mit meinen eigenen Äußerungen in unmittelbarer Folge der Synodalentscheidung habe ich die Notwendigkeit betont, an dieser Frage weiterzuarbeiten. Darin sehe ich mich durch die „Einwürfe“ der Sprengelkonferenzen mit den Unterschriften vieler Dekaninnen und Dekane, Schuldekaninnen und Schuldekane und andere Verlautbarungen sowie der Tatsache, dass eine zahlenmäßige Mehrheit der Synode für eine solche Amtshandlung eingetreten ist, bestätigt und ermutigt.

Lösungen sind zu suchen, die dem Evangelium und damit den Menschen dienen und darin, so meine Überzeugung, der Einheit unserer Landeskirche. Dies meinte ich übrigens, als ich davon sprach, das Einigungswerk sei noch nicht abgeschlossen.

Das beweist die nicht abreißende Diskussion seither. Wir dürfen über diese Debatte die Einheit in Christus nicht aus dem Blick verlieren und wir dürfen um der Menschen willen, um die es bei dieser Debatte geht, nicht nachlassen, nach Lösungen zu suchen, die am Ende die Einheit der Kirche stärken und Recht bewahren.

Faktisch ist der Verständigungsprozess und die Diskussion über die öffentliche Segnung gleichgeschlechtlicher Paare in unserer Landeskirche nicht durch die Synodalentscheidung des vergangenen Herbstes beendet, sondern geht weiter. Ob dies in dieser Landessynode zu einem erneuten Vorstoß eines neuen Gesetzesentwurfes aus der Mitte der Synode führen wird, wird weiter zu klären sein.

Unabhängig von einem solchen Fortgang der synodalen Debatte sehe ich im Hinblick auf die vielen öffentlichen Äußerungen außerhalb der Synode, welcher enorme Gesprächsbedarf zu diesem Thema in unserer ganzen Landeskirche noch immer besteht. Grundsätzlich begrüße ich es, wenn in unserer Kirche um Fragen des Verständnisses unseres Glaubens gerungen und auch kontrovers debattiert wird. Nun will ich aber doch auch festhalten, dass mich mit Sorge erfüllt, wenn dieser Prozess unregelmäßig verläuft und dabei die Gefahr birgt, Gräben eher zu vertiefen als Brücken zu bauen.

Daher haben wir noch einmal in den Blick zu nehmen, ob und wie wir einen gesamtkirchlichen Verständigungsprozess in einem geordneten Verfahren herbeiführen wollen und wie wir es können. Auf jeden Fall geht es darum, in den nächsten Wochen weitere Gespräche zu führen, um dann auch in der Öffentlichkeit unserer Landeskirche und der Gesellschaft zu kommunizieren, was derzeit möglich ist und was nicht. Dafür benötigen wir noch etwas Zeit.

Einander sehen! Dazu sind wir als von Gott Gesehene berufen.